

Bezugs-Preis

Im Jahr und Postgebühren 2.50 A. ...

Grants-Vergütung: Militärische Unterhaltung, ...

Halle'sche Zeitung.

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Redaktion und Expedition: Halle, Leipzigerstraße 67.

Halle a. S., Montag 25. Februar 1895.

Verleger: Berlin C, Grödenstraße 8.

Telegramme.

Wien, 25. Februar. Der Separatvertrag ...

Paris, 25. Februar. Aus Anlass des ...

Paris, 24. Februar. Der „Temps“ ...

Paris, 25. Februar. Die Zeitung „Mém. Diplom.“ ...

Paris, 25. Februar. Der „Agence Havas“ ...

London, 25. Februar. Im Beisein Lord ...

Petersburg, 24. Februar. Wie hiesige ...

Sofia, 25. Februar. Die Anzahl der ...

Sofia, 25. Februar. (Telegramm des ...)

Der Kaiser bei den Brandenburgern.

Wie alljährlich gegen Ende des Monats ...

Das Menu bestand aus: 1. Potage ...

Der Kaiser unterhielt sich aufs ...

Die eben vernommenen Worte ...

„Die eben vernommenen Worte ...

Ich hoffe von ganzem Herzen, daß es ...

„Berlin allweil vorne voran“

Begeisterung wurde in den Ruf ...

Deutsches Reich.

* Der Kaiser begiebt sich heute ...

* Fürst Bismarck hat auf die ...

* In den Kreisen der inaktiven ...

* Der russische Botschafter am ...

* Wir theilten in Nr. 90 als ...

* Das von einem in Herzogtum ...

* In Sperdruß bringen die ...

* Die Zurückweisung, welche der ...

* Zur Angelegenheit des Herrn v. ...

bemerkte dazu das „N. Journal“, ...

* Der „Reichsanzeiger“ kommt ...

* Bei der Reichstagswahl im ...

* Das vernünftige Urtheil über ...

* Der Finanzminister hat im ...

* In dem bekannten offiziellen ...

* Es besteht kein Zweifel, daß ...

* Dieser Notiz zu Folge scheint ...

* Doch kann mit Sicherheit ...

* Die Zurückweisung, welche der ...



(Nachdruck verboten.)

Der Amerikaner.

[8] Original-Roman von Jenny Hirsch.

Das Ehepaar ſchien jetzt die Rollen getauſcht zu haben.

Der Bankier hatte ſich ausgerichtet, aus ſeinem Geſichte leuchtete Muth und Entſchloſſenheit, ſeine Frau dagegen ſchaute mit angſtvollen, verſtörten Blicken zu ihm auf.

„Was wiſt Du thun?“ fragte ſie.

„Ich ſage es Dir ja, eine alte Schuld tilgen, meine Seele endlich von einer Laſt befreien, die ſie viele Jahre gedrückt hat,“ antwortete er mit Würde.

„Ich verſtehe Dich nicht.“

„Um das zu können, müſteſt Du eine Episode aus meiner Jugend erfahren, es iſt eine längere Geſchichte, wiſt Du ſie hören?“

„Gewiß,“ erwiderte ſie.

„So ſorge, daß wir nicht geſtört werden.“

Sie klingelte nach dem Diener, beſahl ihm, das Kaffeegeschir wegzuräumen und ihrer Tochter zu ſagen, ſie möge mit dem Bruder ins Konzert fahren, ſie beabſichtige bei dem Vater zu bleiben. Als ſie ſich mit ihrem Gatten allein jah, bedeckte ſie die auf dem Sophaſtiſche brennende Lampe mit einem Schirme ſo daß nur ein gedämpftes Licht im Zimmer herrſchte, rückte die Kiſſen auf dem Divan zurecht, ſchob das Tiſchchen mit den Manchettenſtücken in den Bereich ſeiner Hand und fragte: „Willſt Du nicht eine Cigarre anzünden?“

„Nein,“ ſagte er und machte eine abwehrende Bewegung, „ſie würde mir im Laufe der Erzählung doch immer ausgehen.“

Er ſchwieg noch einige Minuten, blickte, ſeine Gedanken jammelnd, unverwandt auf den bunten Teppich und begann dann:

„Du weiſt, daß ich aus dem Heſſiſchen ſtamme und es iſt Dir auch nicht unbekannt, daß ich, ehe ich mich hier in Berlin niederließ, ein paar Jahre lang ein Bankgeſchäft in Frankfurt a. M. betrieben habe.“

„Du haſt mir das flüchtig erzählt, da es mir aber ſchien, als ſprächeſt Du von jener Zeit nicht gern, berührte ich ſie nur ſelten,“ erwiderte ſie.

„Ganz recht, ich ſprach nicht gern davon,“ beſtätigte er, und was ich Dir nie erzählt habe und wovon überhaupt hier wohl Niemand Kenntniß hat, iſt, daß ich zu dem Geſchäft in Frankfurt a. M. noch einen Theilnehmer beſaß, Heinrich Falkner.“

„Wir hatten Beide ein paar Jahre auf dem Rothschildſchen Komptoir gearbeitet und uns Jeder eine mäßige Summe erſpart, auch beſaßen wir Beide ein kleines Vermögen von unſern Eltern. Damit begründeten wir auf eigene Rechnung ein Bankgeſchäft, aber es wollte nicht recht damit gehen. Nach verhältnißmäßig kurzer Zeit war der größere Theil unſeres Einlagekapitals verloren und wir ſahen uns außer Stande, das Geſchäft weiter zu führen.“

„Falkner machte mir den Vorſchlag, wir wollten mit dem Reſt unſerer Habe nach Amerika gehen. Ich hatte keine rechte Luſt dazu, glaubte auch hier in Deutſchland eine Ausſicht zu haben, von der ich ihm jedoch nichts ſagte und ging nur ſcheinbar auf den Plan ein. Auf mein Glück im Karten- und Würfelſpiel bauend, rückte ich eines Tages halb im Scherz mit folgendem Anſinnen heraus: Das Kapital, was wir noch unſer nannten, war viel zu klein, um damit wieder ein Bankgeſchäft anzufangen, es war jedoch groß genug, daß einer von uns ſich damit an einem anderen Orte, Hamburg oder Berlin, als Agent und Kommiſſionär niederlaſſen könne. Wir wollten nun darum würfeln. Der Verlierende bekomme das Reiſegeld nach Amerika und noch etliche Hundert Thaler, um dort vor der erſten Noth geſchützt zu ſein. Der Gewinrende behalte das ſich auf zehntauſend Gulden be-

laufende Kapital zur Verfügung. Der Andere bleibe aber ſtiller Theilnehmer des Geſchäftes. Sein Gewinmantheil werde ihm alljährlich gut geſchrieben und mit Zins auf Zins berechnet.“

„Iſt es möglich, daß Jemand auf einen ſolchen Vorſchlag einging?“ rief Frau Nagel verwundert.

„Wir waren jung und hatten nicht viel zu verlieren,“ antwortete ihr Gatte, „zudem beſaß Falkner in ſeinem Weſen etwas Phantaſtiſches und einen fataliſtiſchen Zug. Er gab meinem Vorſchlag Gehör, wir ſetzten vorläufig mit Auslaſſung der Namen den Kontrakt auf, in welchem der Zurückbleibende ſich verpflichtete, das für den Andern erworbene Kapital dieſem jederzeit auszugeben, gleichviel nach wie vielen Jahren er oder ſeine Erben ſich melden würden.“

„Und wenn das Geld verloren ging?“ fragte Frau Nagel.

„So ſetzten wir voraus, daß es wieder erworben würde; ſo lange der Zurückbleibende ſich in Beſitz von Geldmitteln beſaß, ſollte er zur Zahlung verpflichtet ſein,“ erklärte der Bankier und erzählte weiter. „Wir würfelten, mein Glück blieb mir treu, Falkner verlor, und ſchiffte ſich, den wunderlichen Kontrakt und ſeine geringe Baarſchaft in der Taſche, bald darauf nach Amerika ein; ich verließ Frankfurt, machte mich in Berlin anſäſſig und verheirathete mich nach kaum Jahresfriſt mit meiner verlobtenen Frau, die ich ſchon früher in Wiesbaden kennen gelernt hatte.“

„Die Heirath war nicht nach dem Sinne des Vaters meiner Frau, der für das hübsche, gebildete und reiche Mädchen eine andere Partie gewünscht hatte als einen vermögensloſen Kaufmann, dem ſein Geld erſt aufhelfen ſollte. Indeß er ſöhnte ſich damit aus, als er ſah, wie glücklich ſeine Tochter war, ſowie das ich mein Geſchäft ordentlich zu führen verſtand und daß es einen bedeutenden Aufſchwung nahm. Um ſo heftiger kam der alte Groll zum Ausbruch als ich mich nach dem Tode der armen Bertha zum zweiten Mal verheirathete. Er machte mir zum Vorwurf, ich hätte ſeine Tochter nicht tief genug betrauert, weil ich ſie nur um ihres Geldes willen geheirathet hatte. Die Beſchuldigung war in dieſer Ausdehnung ungerecht, und dennoch empfand ich in meinem Innern, daß ſie nicht ganz unbegründet ſei. Erſt als ich Dich kennen lernte, Marie, wußte ich wirklich was Liebe ſei.“

„Frau Nagel erröthete wie eine junge Braut als ihr Gatte ihr mit leiſer Stimme dieſes Geſtändniß machte; ſie lehnte ihren Kopf an ſeine Schulter und er drückte einen Kuß auf ihre Stirn.“

„In ſeiner Erzählung fortſehend, ſagte er dann: „Ich brauche bei den Feindseligkeiten meines Schwiegervaters nicht zu verweilen, Du kennſt ſie hinlänglich, ſie haben tiefe Schatten auf die erſten Jahre unſerer Ehe geworfen und wir leiden noch heute unter ihren Folgen. Jene Maßnahmen machten mich aus einem zwar wagemüthigen, aber doch ſoliden Geſchäftsmann zum tollkühnen Spekulant. Ich wollte der Welt beneiden, daß ich weder des Geldes, noch des Kredites meines Schwiegervaters bedurfte, daß ich aus eigenen Kräften zum Reichthum gelangen konnte — zu dem Reichthum, der ich haben wollte und mußte, um meinem Kleinod die ihm gebührende Fajung zu geben.“

„Frau Nagel ſchlug beſchämt die Augen nieder. Sie machte ſich doch jetzt Vorwürfe, alles ſo unbekümmert hingenommen, nicht ſelbſt noch Anſprüche erhoben zu haben.“

„Ich gewann große Summen und verlor ſie auch wieder“, erzählte Nagel weiter, „mehr als einmal ſtand ich dicht vor dem Ruin, doch weit öfter noch operirte ich mit großem Glück. Du hatteſt das volle Recht, mich für einen reichen Mann zu halten, nur ahnteſt Du nicht, daß es Jemand gab, dem die Hälfte von Allem, was ich erwarb, gehörte, und bald noch mehr, viel mehr, wie viel vermochte ich ſelbſt nicht recht anzugeben.“

„In den erſten zehn Jahren nach Falkner's Weggang habe ich ſein Conto ganz gewiſſenhaft geführt, immer des Tages gewärtig, wo er vor mich hintreten und das mir anvertraute Gut zurückverlangen würde. Aber er kam nicht, nie gelangte eine

Kunde von ihm zu mir, alle Nachforschungen, die ich anstellte, waren erfolglos. Ich gewöhnte mich allmählich daran, ihn für todt zu halten, sein Vermögen als das meinige anzusehen. Das Auf- und Niedervogeln zu meinen finanziellen Verhältnissen machte die gesonderte Verwaltung seines Antheils immer schwieriger, ich gab sie auf, konnte bald nicht mehr bestimmen, was Faltner und was mir gehörte und tröstete mich mit dem Gedanken, daß er nicht mehr am Leben sein könne, weil er sonst sicher von sich hören gelassen haben würde. Und dann schreckte mich doch wieder die Vorstellung auf: Wenn Faltner jetzt käme und auf die Erfüllung des mit ihm geschlossenen Kontraktes bestände, so wärest Du zu Grunde gerichtet! Es gab Stunden und Tage, wo mich dieser Gedanke fast zum Wahnsinn trieb."

"Das waren die Zeiten, wo Du uns Allen ein Räthsel wurdest, wo Du, der Gütige, Freigebige, uns den bescheidensten Wunsch versagen, Dich selbst grausam kasteien konntest!" rief Frau Nagel.

"Das waren sie, und sie traten am häufigsten dann ein, wenn man mich wegen eines besonders einträglichen Geschäftes beglückwünschte, denn ich wußte, ich hatte für Faltner gearbeitet, seine Forderung an mich hatte sich dadurch wieder bedeutend erhöht!" seufzte der Bankier. "Doch, ich schob die Besorgnisse immer wieder von mir, hatte ich früher nach Faltner geforscht, so wollte ich jetzt nichts von ihm erfahren. Meine Scheu, meine Feigheit ging so weit, daß ich geflissentlich den Verkehr mit Amerikanern mied — und nun muß der Erste, zu dessen Gunsten ich halb widerwillig eine Ausnahme machte, Deinrich Faltner's Sohn sein!"

Er schwieg und lehnte sich erschöpft zurück.

"Wer sagt Dir das?" fragte seine Frau.

"Sein Gesicht, seine Stimme. Er ist das verjüngte Ebenbild seines Vaters, nur frischer und praktischer erscheint er mir als jener war."

"Aber er heißt Portier."

"Dieser Widerspruch bleibt noch aufzuklären, wenn er sich nicht absichtlich unter falschem Namen bei uns eingeführt hat."

"Du glaubst, er weiß!" rief Frau Nagel erschrocken.

"Und Du nimmst wirklich an, daß hier ein Zufall gewaltet habe?" entgegnete der Bankier mit traurigem Lächeln. "Der junge Mann ist völlig zielbewußt in unser Haus gekommen; er hat den Kontrakt, den ich mit seinem Vater geschlossen, bei sich und wird ihn mir eines Tages vorlegen. Aberer möchte nicht gerade den Weges zu mir in's Comptoir kommen und ihn mir bringen, er wollte erst sondiren, uns kennen lernen, sehen, was von uns zu erwarten war."

"Ich denke noch immer, daß Du in einer Täuschung befangen bist."

"Nein, ich weiß ganz genau, daß ich mich nicht irre. Wäre selbst nicht die große Lehnlichkeit vorhanden, ja sehe ich doch die Bestätigung in jedem Blicke, den Roland Portier auf mich richtet, höre sie aus vielen seiner Reden, die Euch harmlos klingen, deren versteckten Sinn ich aber sehr wohl verstehe. Der Mensch spielt mit mir wie die Katze mit der Maus."

"Zugegeben, daß Roland Portier der ist, für welchen Du ihn hältst, kann ich doch nicht annehmen, daß er in feindlicher Absicht gekommen ist," begann Frau Nagel nach längerem Schweigen wieder. "Man genießt doch nicht die Gastfreundschaft einer Familie, die man verderben will."

"Er hält seine Absichten wohl gar nicht für feindlich, kommt

er doch nur, eine alte Schuld einzukassiren," erwiderte der Bankier, "wie ich sie begleiche ist meine Sache, vielleicht glaubt er auch, daß ich ihm nur einen kleinen Theil meines Reichthums zu opfern habe."

"Dem ist nicht so?" fragte sie und die Angst und Spannung bedte in ihrer Stimme.

Nagel sprang vom Sopha empor, er riß sich den Rock auf und loderte die Halsbinde, als ob ihm alles zu eng würde, machte einen raschen Gang durch das Zimmer und blieb dann schwer athmend vor seiner Frau stehen.

"Marie, ich habe während dieser unglücklichen acht Tage gerechnet und gerechnet, bis mein armer Kopf schmerzte zum Zerpringen, bis das Herz im Leibe sich mir umgedreht hatte vor Weh. Wenn ich Faltner oder Portier alles herauszahle, was ihm laut Kontrakt zukommt, so kann ich mein Geschäft nicht weiter führen, so bleibt uns kaum so viel, daß wir in einem kleinen, weltvergessenen Ort ein bescheidenes, weltvergessenes Dasein fristen können."

Frau Nagel stieß einen Schrei aus. So schlimm hatte sie sich die Lage doch nicht gedacht. "Aber Du brauchst ihm nicht alles zu geben," sagte sie dann, sich an eine Hoffnung klammernd.

"Doch, er kann Einsicht in die Bücher verlangen, er kann möglicherweise sogar noch mehr fordern, denn ich habe Faltners Konto seit vielen Jahren nicht ordnungsmäßig geführt."

"Er kann nicht so grausam sein, uns in Armuth und Elend zu stoßen!" rief sie immer heftiger werdend. "Es ist ungerecht, eine so große Summe einheimen zu wollen, für die man nicht gearbeitet hat, einem Andern die Früchte jahrelanger Mühen und Sorgen wegzunehmen!"

Nagel antwortete nur durch einen tiefen Seufzer.

"Wenn er mit seinen Forderungen an Dich herantritt, so mußt Du ihm das vorstellen."

"Es würde nichts helfen und ich gebe mir nur eine furchtbare Blöße," seufzte der Bankier.

"Du hast noch Hilfsquellen. Sprich mit Balthar. Er hat ein so großes Vermögen und braucht verhältnißmäßig so wenig davon."

Nagel blickte düster vor sich nieder; das Geständniß, das er seiner Frau jetzt zu machen hatte, ward ihm sehr schwer, endlich sagte er gepreßt: "Walter kann mir nicht helfen. Alles Geld, über das er verfügen darf, hat er mir schon lange ins Geschäft gegeben. Es ist mit verloren, wenn ich Portiers Forderung voll befriedigen muß."

Sie rang die Hände. "Meine armen, armen Kinder! Aber wir quälen uns unnöthig," tröstete sie sich wieder, "Portier hat gar nichts mit Deinem Faltner zu thun. Er wird abreisen, ohne mit seiner Forderung hervorgetreten zu sein."

"Und Du glaubst, ich könne noch Wochen und Monate unter diesem Schwerte leben!" rief er heftig. "Du meinst, ich könne in meinem Comptoir, an der Börse verkehren, hier in meinem Hause Gäste empfangen, ohne daß man mir die Angst und Pein vom Gesicht läse. Man thut es jetzt schon, man zischelt, man raunt sich allerlei Vermuthungen zu. Nein, Marie, der Zustand muß aufhören, wenn ich nicht wahnsinnig werden soll!"

"Was willst Du thun?"

"Portier zum Sprechen bringen."

"Und wenn es ist, wie Du annimmst?"

(Fortsetzung folgt.)

Im Dienste der Howas.

Eine Seemannserinnerung von Christian Benkard (Frankfurt a. M.)

"Morgen, Krischan!"

"Morgen, Koch!"

"Segg mal, min Krischan, wollt Du nich mal taukieken, wat dat wedder mit den ollen Schornsteen is?"

Obgleich ich als Volontär diese Zumuthung einfach hätte zurückweisen können, und trotzdem mir die Wachmannschaft mit boshaften Seitenblicken nach dem alten, schon etwas steifen Koch abwinkte, stieg ich auf die Nagelbank am Fockmast und von da auf das ruhige Golddach der Kombüse (Schiffsküche), deren blankgeputzter Kupferschornstein ganz niederträchtig qualmte. Seine drehbare Defnung stand gegen den Wind, ein Ruck und dem Schaden war abgeholfen.

"Ist's nun gut so?" fragte ich, als ich wieder unten war, und steckte die Nase durch den Spalt der Kombüsenthüre, die

mit einem dankbaren "Jawoll, min Jung, kumm' man ein!" aufgelassen und hinter mir rasch wieder geschlossen wurde. Jan Voller ließ sich nämlich in der Ausübung seiner Kunst nicht gern in die Karten gucken; unbefugte Einbringlinge pflegte er mittelst nachdrücklichen Hochwasserispirgens zurückzuweisen.

Ich setzte mich auf die Herdbank neben den Koch und kniff die Augen zu, so rauchte es hier. Dagegen war's im Freien, trotzdem wir im Kanal von Mozambique, also in den Tropen, segelten, in der letzten Stunde vor Sonnenaufgang empfindlich kühl, und zudem hatte ich im ganzen Schiffe keinen so guten Freund wie hier in der Kombüse. Daß ich den alten Suppen-schmied rein platonisch geliebt hätte, will ich freilich nicht behaupten — mein Gott, ich zählte achtzehn Lense, ausgiebige Bewegung in frischer Seeluft, sowie ein feines Verständniß für die Vorzüge mit Liebe zur Kunst bereiteter Freundschaftsbroden thaten das Uebrige. Immerhin war es in erster Linie der eigenthümliche Reiz seiner Persönlichkeit, der mich zu Jan Voller hingsog. In dem scharfgezeichneten Gesicht des hageren Mannes standen die Abenteuer und Gefahren einer dreißigjährigen See-

fahrtszeit förmlich eingegraben, und wenn er behaaltlich „ein Garn spann“, wie der Seemann das Erzählen seiner Erlebnisse nennt, dann wars eine Lust, ihm zuzuhören. Dabei schnitt er nur selten wissentlich auf, that ers aber, dann verrieth es ein schelmisches Zucken der Hautfalten zwischen Auge und Schläfe.

Augenblicklich sah er, den unvermeidlichen Kalkstummel zwischen den Zähnen, neben mir und starrte den Waffertopf an, den er beigelegt hatte, der Wache ihren Morgenkaffee zu kochen. Zuweilen spuckte er gegen die Feuerhülle, daß es laut aufzischte. Dann nicht er befriedigt: das Feuer brannte gut.

„Wenn uns nur nicht noch die Franzosen kavern, ehe wir Sanftbar erreichen“, redete ich ihn nach einer Weile an.

Der Koch erhob sich, zog mit dem noch nicht abgebrochenen Zinken einer Fleischgabel den Docht der über dem Herde schwälenben Kokosöllampe ein Stück weiter heraus und entgegnete: „Keine Angst, die halten sich drüben im Dien von Madagaskar auf, bei Mauritius und Reunion. Vielleicht haben die auch gar keine Manuars“ hier draussen.“

Ich hatte zwar in Kapstadt gelesen, daß die Franzosen — wir schrieben den 30. Dezember 1870 — fast alle verfügbaren Marinemannschaften in die Landarmee eingereiht hatten, immerhin lag es nahe, daß die in den Kolonien stationirten Kriegsschiffe sich hier wie anderwärts die Zeit damit vertrieben, deutsche Kaufahrer als gute Priße aufzubringen. In dieser Befürchtung hielt sich auch unser Kapitän möglichst nahe an der unter englischem Schutze stehenden afrikanischen Küste; über Nacht hatte sich jedoch der Wind gedreht, der uns jetzt mehr und mehr vom Festlande abdrängte.

Nachdem ich dem Alten meine Bedenken geäußert, meinte er trocken: „Wenns hart kommt, laufen wir nach Madagaskar hinüber auf den Strand, ziehen Seestiesel an und gehen an Land in den Busch.“

„Und lassen uns von den Wilden fressen.“ ergänzte ich. Jan klopfte seinen Kalkstummel aus. „Mir da! Die Howas sind gewitterche Kerls, aber keine Menschenfresser, sonst wär' ich nicht hier. Hab' ja doch unter ihnen gelebt.“

„Unter den Howas?“ rief ich überrascht. „Davon habt Ihr mir ja noch nichts erzählt. Das müßt Ihr nachholen, Koch, und zwar gleich.“

So schnell, wie ich gehofft hatte, wurde mein Wunsch nun allerdings nicht erfüllt. Erst mußte die Wadmanschaft ihren Kaffee haben, dann goß er sich und mir ein großes Biedmaß voll „Mokka“, und für mich schnitt er von dem gestern übriggebliebenen Sacktuchen eine daumdicke Scheibe herunter, die ich dankend acceptirte. Jans Sacktuchen — so genannt, weil der der Hauptfache nach aus Mehl und Wasser bestehende stark gewürzte Teig nach englischer Seemannsart in einem Segeltuch gefocht wurde — war nämlich mustergiltig; man begriff, daß sein Erzeuger ihm zuweilen den hochtrabenden Namen „Budding“ beilegte.

Abwechselnd seinen Kaffee blasend, einen Schluck trinkend und dann einen Satz sprechend, begann nun Jan Voller seine Madagaskar-Erlebnisse zu schildern:

„Anno 45 wars“ — Gewitterböe im Kaffeegehirn, Schlürfen und Glucksen. — „Ich fuhr damals noch als Matrose,“ — erneuter Windstoß. Dreimännerchluck, — „konnte aber schon verdammt fix kochen.“

Wieder erfolgte die übliche Pause, dann sprach mein Gewährsmann fließender:

„Wir hatten in einem Tornado unser Schiff verloren und ich verheuerte mich in Lagos auf einen englischen Manuar. Zuerst — Kreuzbranstengenbomb —!“

Jan hatte getrunken ohne zu blasen und sich den Mund verbrannt. Mit einer energischen Bewegung stellte er sein Trinkgefäß beiseite und griff wieder zum Kalkstummel. So, jetzt konnte er fortfahren:

„Zuerst kreuzten wir im Atlantic gegen amerikanische Sklavenschiffe, dann kriegten wir Segelordres nach Po. 1 Elisabeth. Ein ganzes Geschwader fand sich dort zusammen, das nach der Ostküste von Madagaskar segelte. Wir sollten die auf der Insel ansässigen Engländer schützen. Damit auch seinen Leuten nichts geschehe, hatte auch der Franzmann eine Flotille hinausgeschickt.“

„Vorher war es ganz friedlich zugegangen auf Madagaskar“, holte Jan zu einem geschichtlichen Rückblick aus. „Der Howakönig — Radama hieß er ja wohl — hatte, da ihm die Engländer jährlich 8000 Pfund Sterling zahlten, den Sklavenhandel abgekauft. Schulen eingerichtet, und mit den Missionaren und Kaufleuten hielt er gute Freundschaft. Aber John Bull wollte

* Nach dem englischen: Man of war (Kriegsschiff).

für sein Geld auch etwas für sich haben, er verlangte immer mehr Rechte, und Freund Franzmann nahm eine kleine Insel mit die andere weg. Die Königin — ein gewitterches Frauenzimmer, ich hab' sie selbst kennen gelernt — hat aber scharf aufgepaßt, und weil ihr Mann keinen Krakehl mit den Weissen wollte, hat sie ihn vergiftet, und seitdem war der Teufel los auf der Insel: die Schwarzröcke wurden fortgejagt, die bekehrten Howas mußten wieder Heiden werden, und wer sich von den Fremden etwas herausnahm, wurde kalt gemacht. Die englischen und französischen Kaufleute flüchteten an die Spitze von Tamatave, und wir setzten Truppen ans Land, die Schwarzschnuten Mores zu lehnen.

Die Landung verlief glatt, und wir rückten — die Franzosen auf dem linken Flügel, die Engländer auf dem rechten — munter durch die Küstenebene vor. Die Howas hatten sich in ihre Berge zurückgezogen, nur hier und da tauchte einer aus dem hohen Sumpfarase auf, und den knallten wir weg.“

Er Erzähler unterbrach sich und beobachtete scharfen Auges einen sollängen braunen Fischer, der hinter dem Herd hervor an der rauchgeschwärzten Kambüßenwand hinaufkroch; einer jener beträchtlichen Katerlachen war's, die, aus den Tropen eingeschleppt, nun auch schon in Europa als eine Hausplage empfunden werden. Jan Voller mochte, in seine Kriegserinnerungen versunken, den flinken Sechsfüßler für einen Homa-Kundschaffer ansehen, er spülte den Mund, zielt und — plü! hatte er den Vornigigen weg „geknallt“, ohne die dort hängenden Topfbedel und Löffel auch nur im Geringsten zu streifen. Jan Voller war ein durchwegs reinlicher Koch: wäre er seiner Sache nicht ganz sicher gewesen, er würde den „Schuß“ nimmermehr gewagt haben.

„Schon nach zwei Tagen waren wir aus der Sumpfebene heraus in trockenen Hügeland“, spann unser Suppenschnied sein Garn weiter. „Todte hatten wir noch keine, aber über 3000 Kranke mußten zur Küste zurückgebracht werden — das gewitterche Fieber! Im Busch, durch den wir jetzt marschieren mußten, war's gesünder, doch dafür hatten wir umsomehr von giftigen Insekten zu leiden und soldem Gezeug. Auch die Wilden machten uns hier tüchtig zu schaffen; hinter jedem Felsen, aus jeder Schlucht schossen sie hervor, aber zu fassen waren sie nicht.“

Am fünften Marschtage kochten wir gegen Abend in einer großen Waldlichtung ab. Wir hatten Büfelfleisch und Sacktuchen im Pott und dazu sollte es eine doppelte Nation geben, denn der englische General feierte seinen Geburtstag. Da knatterten plötzlich die Flinten, und die Franzosen, die weiter oben lagern, kommen uns Hals über Kopf auf den Leib, hinter ihnen her die Wilden, unzählbar wie ein Waferleischwurm. Wir lassen natürlich das schöne Essen sein und laufen nach den Schießprügeln, da sitzen uns aber auch schon die Howas auf dem Pelz, rennen dem einen den Speer durch den Leib, schlagen dem andern den Verbandskasten ein, und so weiter. Nun hieß es: alle Segel beigelegt und ausgerissen! Die Offiziere wollen den Strom aufhalten, doch sie werden von den eigenen Leuten überjagelt, Lager, Waffen, Vorräthe, alles fällt dem Feind in die Hände.

Ein paar hundert der Unsrigen mußten in's Gras beißen; wer gefangen wurde, mußte über die Klinge springen. Auch mich hätten sie ganz gewiß abgeschlachtet, wäre ich nicht damals schon ein so guter Koch gewesen.“

Ob dieser Wendung überrascht, blickte ich meinen Gewährsmann etwas mißtraulich von der Seite an. Er fuhr jedoch mit unverändertem Ernst fort:

„Als ich mit durchstogenem Bein in's Lager vor die Königin geschleppt wurde, hatten sich die Sieger schon über unser Essen hergemacht, und um den Sacktuchen rissen sie sich förmlich. Auch die Königin, ein unschieriges Fahrzeug, breit und plump wie eine holländische Kuff, taute auf beiden Backen und hätte wohl gar nicht aufgehört, wäre nicht das meiste schon weggefressen gewesen. Jedensfalls gelüstete ihr nach mehr, denn sie fragte mich — sie konnte einen ziemlichen Mundvoll Englisch reden —, ob ich dieses gute Gericht bereiten könne.“

Ich hätte den Teufel gethan und „Nein“ gesagt, selbst wenn ich mein Lebtag noch keinen Sacktuchen gefocht hätte; so aber konnte ich mit gutem Gewissen bejahen. Aber meine beiden Mitgefangenen mußten mir dabei helfen, sagte ich, denn in meiner Nähe standen zwei meiner Kameraden, denen ich bei dieser Gelegenheit den Hals zu retten gedachte.

Nachdem sie uns die Hände losgebunden, suchten wir aus den noch nicht geplünderten Proviantvorräthen Mehl, Zucker und Gewürze hervor, Eier mußten die Howas herbeischaffen, und so gingen wir frisch ans Werk. Die Howas packten genau auf. Wahrscheinlich wollten sie uns die Kunst abgucken und uns dann

ber
aubt
ums
ung
auf
achte
wer
Tage
zum
hatte
ihle,
nicht
nem
Da-
hatte
ihm
ung
ann
ners
lend
echt,
nicht
ihnen
fo
recht-
hat
enig
das
end-
alles
ins
Vor-
über
hat
ohne
unter
onne
nem
mar
and
n 14
Jan
nicht
legte
kniff
eien,
pen,
blich
uten
pen-
be-
Be-
die
den
der
oller
mes
See-

doch noch den Hals abschneiden, darum machte ich beim Feiganzrühren allerlei Hokusfokus, sodass ihnen ganz unheimlich zu Muthe wurde. Sie hielten mich für eine Art Zauberer.

Der Sackfuchs fiel gut aus, und nun war ich als Mundkoch der Königin plötzlich ein großes Thier. Man heilte sorgsam meine Wunde, und auch meine Kameraden, die doch um die Welt nichts vom Kochen verstanden, waren sein heraus, bis die Königin eines Tages magnäbig wurde — der Sackfuchs schmeckte ihr nicht mehr. Es fehlte etwas daran, ließ sie mir sagen, und wenn ichs bis morgen nicht herbeischaffe, dann setze es was.

Ich wusste sehr wohl, woran es fehlte: am Gewürze. Zimmt und Muskatnüsse waren noch genug da, aber das Kardamom war alle geworden. Woher nun Ersatz beschaffen?

Einer meiner Mitgefangenen, ein Irländer, wusste Rath. „Wachsen Muskat und Zimmt hier wild, dann werden wir auch Kardamom finden“, sagte er und machte sich auf die Suche. Bald kam er mit einer Handvoll großer Samenkörner aus dem Busch zurück und schwor, das sei Kardamom. Er hatte, wie er sagte, einmal in einer indischen Gewürzplantage gearbeitet, wo Kardamom gezoget wurde, das genau so aussah.

Da das Zeug so sonderbar roch, traute ich ihm nicht recht, dachte aber, verderben kanns nicht viel, und rieb davon unter den Sackfuchenteig. Als er gar war, versuchte ich eine Messerspitze voll. Er schmeckte nicht übel, und der dritte Kamerad lieferte das Gericht ab, damit er doch auch etwas that.

Es dauerte indessen nicht lange, da kam er, blaß vor Schrecken, wieder angerannt und rief: „Nehet oder sie schneiden uns die Hälse ab. Der Sack — fuchen — Gist wars, kein Kardamom! Die Königin, die ganzen Schwarzschnitten halten sich die Bäuche und krümmen sich wie harpunirte Tümler. Fort, fort oder —“ er konnte nicht mehr.

Ich sah mich nach dem Irländer um, der war aber schon ausgerissen, und so rissen wir halt ebenfalls aus. Das Bauchgrümmen der Howas muß so arg gewesen sein, daß sie zuerst gar nicht dazu kamen, uns zu verfolgen, denn wir erreichten ungeschoren den Busch und nach achtzigem Umherirren Tamatave, das die Franzosen noch besetzt hielten.

Hätte der gewüthliche Irländer nicht den Gelsstreich gemacht, ich könnte heute der erste Mann auf Madagaskar sein, so schloß Jan Boller seine Erzählung.

Brüder! Ich sah nach den verrätherischen Hautfältchen; sie erschienen unbeweglich wie aus Stein gemeißelt. Das Erzählte war demnach der Hauptsache nach unzweifelhaft wahr; das Uebrige glaubte der Erzähler, der sein Kupfergeschirr mit einem Fetzlappen abzureiben begann, selbst.

„Haben denn die Engländer und die Franzosen die Scharte nicht ausgewekt?“ fragte ich nach einer Weile.

„Bis heute noch nicht. Sollten aber die Howas —“

Das unverkembare Geräusch beschlagender Segel und ein wildes Geschrei außerordts ließen ihn verstummen. An Deck lief die Wachmannschaft durcheinander.

„Die Franzosen! Wir sind gefapert!“ rief ich erschreckt und stieß die Kombienthüre auf. Heller Tropen Sonnenschein blendete meinen Blick, dann aber sah ich mit Entzücken die grünen Berge Madagaskars über die kunkelblaue Flut herübergrüßen, und längsseit schlepten an von der Wachmannschaft ausgeworfenen Tauen mehrere Howakanoes, deren braune Inlaffen mit lauten Geschrei Bananen, Limonen, Kokosnüsse und Süßkartoffeln feilboten. Der erste Steuermann hatte als Tauschobjekte Schnaps und Tabak an Deck holen lassen, und sogleich begann das Handeln. Flugs war ich auf der Keilung, und neben mir tauchte der Koch auf, zum Erlaunen der Zupulamer seinen „Mundvoll“ Madagassisch an den Mann zu bringen.

Nun war das Tauschgeschäft erledigt, da brästen wir wieder voll und verfolgt unseren Kurs weiter. Einer der Howas rief noch dem Koch zu, wie es denn mit dem deutsch-französischen Kriege stehe? Jan Boller, der ein herzhaftes Priemchen, „achter de Kuifen“ hatte, spukte in den indischen Ozean hinaus, von dem ein erklecklicher Theil für einige Augenblicke braunefärbt erschien. Darauf erfolgte die Antwort, begleitet von einer drahtischen Armbewegung, die von den franzosenfeindlichen Howas mit hellem Fabel begrüßt wurde. Sodann feuerten die braunen Händler sündend nach ihrer schönen Heimathinsel zurück.

Seitdem sind abermals 25 Jahre verfloßen, und jetzt entfalten die Franzosen auf Madagaskar eine große Macht, die dort just vor einem halben Jahrhundert gemeinsam mit den Engländern erklinte Schlappe wett zu machen. Die Tage des unabhängigen Howareiches dürften demnach gezählt sein.

Allerlei.

Von einem empfindenswerthen Verein erzählt die „Straßb. Post“: „Eine eifrige Angehörige eines Wohlthätigkeits-Vereins versuchte kürzlich ein neues Mitglied zu werben. „Sie sollten in unseren Vorstand eintreten, liebe Frau v. B. Bei Ihren reichen Erfahrungen im Haushalt und in der Kinderstube, Ihrem Sinn für alles, was Fortschritt in der Armenpflege betrifft...“ „Aber, verehrte Frau Doktor“, unterbrach hier Frau v. B. den Redestrom, „ich geböre seit 12 Jahren einem Verein an, den mein Mann und ich geründet haben.“ „Ist möglich? Davon hörte ich noch nie etwas! Worauf erstreckt sich die Wirksamkeit Ihres Vereins?“ „Nun!“ lautete die Antwort, „hauptsächlich beschäftigen wir uns mit der Erziehung. Wir haben eine Art Kindergarten für Knaben und Mädchen, auch einen Kinderhort, in dem wir die Schulaufgaben älterer Kinder beaufsichtigen. Außerdem ist es aber auch die praktische Lösung der Dienstbotenfrage und die sparame Art der Haushaltungsführung, die uns beschäftigt. Sie sehen, wir bemühen uns, möglichst vielseitig zu sein.“ „Und wer ist der Vorstand bei Ihnen?“ forschte die Frau Doktor weiter. „Das hat mein Mann mich ernannt“, antwortete lächelnd Frau v. B., „doch beruht unser Haupterfolg auf Gegenseitigkeit und harmonischem Zusammenwirken.“ „Und so im Geheimen arbeiten Sie, daß Niemand davon sich geöhrt!“ „Sie wissen, unser Herrgott macht es auch so und idacht!“ „Stillen. Uebrigens steht unsere Vereingung nicht allein da. Es giebt noch eine ganze Menge ähnlicher, sogar in dieser Stadt.“ „In dieser Stadt, und ich sollte nichts davon gehört haben? Wie heißt denn Ihr Privatverein?“ „Er heißt — Familie!“

Marshall Yamagata und Walthor Schulze. Inmitten der Schilderungen über die für Ostasien so bedeutsamen ernten Vorgänge bringen die gestern einetroffenen japanischen Blätter folgende n e d e r l i c h e G e s c h i c h t e : Marshall Yamagata sah in Korea im Kreise seiner Generalstabsoffiziere, die nächsten Operationen betrachtend, als ihm die Post überbracht wurde. Unter den Eingängen erregte die mit deutschen Buchstaben geschriebene Adresse eines Briefes seine besondere Aufmerksamkeit. Er öffnete das Schreiben und einer der vielen Offiziere, die in Deutschland ihre Ausbildung genossen, las zu allgemeinem Ergözen folgende Zeilen vor:

Sehr geehrter Herr Marshall Yamagata!
Ich heiße Walthor Schulze, wohne in Bern, Burstrade Nr. 29 und bin Schüler der hiesigen Volksschule. Wenn ich auf der Landkarte Ihr Reich mit unserem Vaterland vergleiche, so sehe ich, daß dieses viel kleiner als Japan ist. Andererseits ist Ihr Reich zehnmal so klein wie China. Trotzdem besiegen Sie den stärkeren Feind. So hat es auch unser Land gethan. Daher freue ich mich über Ihre Siege. Ich bitte Sie nun sehr, daß Sie die chinesische Mauer zerbrechen, sonst werde ich nie chinesische Marken sammeln können, weil China solche nicht einführen wird. Ich sammle nun aber Marken von der ganzen Welt, doch fehlen mir chinesische Postmarken. Ich weiß, daß China keine Posteinrichtung hat, sondern es giebt nur ausländische Postämter in den großen Städten. Das wird erst nach Zerörung der berühmten Mauer anders werden. Nach den Zeitungen haben Sie nun viele Reute in Korea gemacht. Falls sich darunter seltene Postmarken befinden sollten, so schicken Sie mir einige davon. Darum bitte ich Sie recht herzlich und wünsche Japan die größten Siege.

Hochachtungsvoll Walthor Schulze.
Yamagata war höchlich beunruhigt über dieses Schreiben und meinte, daß er zwar mancherlei erbeutet habe, aber seltene Postmarken hätten sich nicht darunter befunden. Er befahl jedoch, solche zu sammeln und sie dem kleinen Briefschreiber in der Schweiz, der so genau seine Adresse angegeben hatte, zu übersenden. Außerdem erklärte er, dem sündigen Jungen noch irgend eine Merkwürdigkeit mitzubringen zu wollen. Ob dies geschehen, darüber schweigen unsere Quellen, aber man darf wohl annehmen, daß ein Marshall von Japan Wort gehalten hat.

Der Träger einer Kaiserkrone verlag! Der Kaiser von Oesterreich ist von der Familie Orsini in Florenz in aller Form vor Gericht geladen worden wegen Herausgabe oder Vergütung einer kostbaren Sammlung alter Münzen und anderer Werthstücke, welche 1749 die Familie Orsini an den damaligen Kaiser Franz (von Lothringen, Großherzog von Toscana) unter bestimmten Vereinbarungen betriebs einer entsprechenden Entschädigung abgegeben hatte. Da diese nie entrichtet worden ist, so hat das Gericht in Florenz sich für zuständig erklärt, die Frage auf dem Wege einer Privatklage nachträglich zu sichten. Auf das Urtheil und seine etwaige Vollstreckung darf man gespannt sein.

Bezahlung in Naturalien. Sieben Gutsbesitzer aus Weiskbach nahmen die an sie ergangene Einladung zur Theilnahme an dem vom Gasthofsbesitzer in Königfeld anberaumten Karpsenfestmahl an, bedingten sich aber mit der Begründung, daß ihnen der Wirth auch einmal etwas zuzuwenden könne, aus, daß sie die Beche statt in baar in Naturalien begleichen könnten. Der Wirth ging auf diesen Vorschlag ein; dementsprechend erhielten jeder Gutsbesitzer zum Schmause mit 1 Sack Hafer und empfing dafür für sich und seine mitgebrachte Ehehälfte je eine Portion Ghen und eine Klische Wein.

